Originalveröffentlichung in: Der Deutschunterricht Jg. 73 (2021) Nr. 3, S. 84-89.

POSTPRINT

CAROLIN MÜLLER-SPITZER

Genus Ist nicht gleich Sexus, aber ist damit schon alles gesagt?

Geschlechtergerechte Sprache: linguistisches Hintergrundwissen für eine konstruktive Debatte

Um das Thema Gendern oder geschlechtergerechte Sprache hat sich eine hitzige gesellschaftliche Debatte entwickelt. Seit Anfang des Jahres ist die Diskussion um geschlechtergerechte Sprache medial wieder besonders präsent. Anlass ist u. a. die Überarbeitung der Bedeutungsbeschreibungen im *Duden online*. Vor kurzem widmete sogar *Der Spiegel* dem Thema den Hefttitel und einen Leitartikel (vgl. Bohr et al. 2021). Allerdings erschöpft sich die Diskussion leicht in Pro- und Kontra-Positionen, dabei gibt es eine ganze Bandbreite von Aspekten rund um das Thema ‚geschlechtergerechte Sprache' zu betrachten, die eine differenziertere Diskussion ermöglichen können. Ziel dieses Beitrags ist es, einige dieser Aspekte knapp und möglichst verständlich in die Debatte einzubringen.[1]

Genus und Sexus

Das Deutsche hat bekanntlich drei grammatische Genera: Maskulinum, Femininum und Neutrum. Das Genussystem im Deutschen wird daher auch den geschlechtsspezifischen Genussystemen zugeordnet (vgl. Corbett 2013). Andere Sprachen, z. B. die meisten romanischen Sprachen wie Französisch oder Spanisch, unterscheiden zwei Genera. Genauso gibt es Sprachen wie das Finnische oder Türkische, die gar kein Genussystem aufweisen. Das Genussystem im Deutschen folgt bestimmten Regularitäten, die – vereinfacht gesagt – teilweise aus der Morphologie (Wortgestalt) und teilweise aus der Semantik (Wortbedeutung) abzuleiten sind. Beispielsweise sind alle Verniedlichungen (sog. Diminutiva) Neutrum, z. B. *der Mann -> das Männchen*, *die Frau -> das Frauchen*. Dies ist ein Beispiel für eine morphologische Regel. Im Bereich der natürlichen Personen ist es in der Regel so, dass männliche Personen auch mit einem maskulinen Nomen bezeichnet werden, andersherum ist eine Personenbezeichnung für eine weibliche Person in der Regel ein Femininum (*der Mann, der Vater, der Arzt* vs. *die Frau, die Mutter, die Ärztin*). Dies sind Regeln, die mit der Bedeutung der Wörter zusammenhängen. Dass diese Genus-Sexus-Kongruenz, d. h. die Verwendung des grammatischen Geschlechts zur Kennzeichnung der Geschlechtsidentität der bezeichneten Person, (nur) bei Personenbezeichnungen in vielen geschlechtsspezifischen Sprachen vorzufinden ist, liegt vermutlich daran, dass Menschen sich nun einmal für das Geschlecht ihrer Mitmenschen interessieren (vgl. Corbett 2013). Bei Personenbezeichnungen gibt es demnach oftmals eine Verbindung von Genus und Sexus.

Das sogenannte generische Maskulinum

Dreh- und Angelpunkt der Auseinandersetzung um geschlechtergerechte Sprache ist das sogenannte generische oder geschlechtsübergreifende Maskulinum. Dies bezeichnet den Sprachgebrauch, dass männliche Bezeichnungen für alle Personen ‚gelten', d. h. dass z. B. *Schüler* eine neutrale Bezeichnung für Schüler*innen jeglichen Geschlechts sei (vgl. z. B. Eisenberg 2018; Eisenberg 2020). Ein häufig genanntes Schlagwort dabei lautet: Genus ist nicht gleich Sexus. Dass damit der Kern des Problems bei Personenbezeichnungen nicht getroffen wird, wurde bereits deutlich gemacht. Außerdem ist es nicht so, dass das sogenannte generische Maskulinum schon immer die Standardverwendung war. So fasst z. B. Gottsched in seiner *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst* aus dem Jahr 1748 zusammen, dass

> „Wörter, die männliche Namen, Ämter, Würden oder Verrichtun-

Publikationsserver des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache
URN: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:mh39-105210

gen bedeuten, [...] auch männliches *Geschlechts*" *sind*, dass aber „Namen und Benennungen, Ämter und Titel, Würden und Verrichtungen des Frauenvolkes [...] weibliches Geschlechtes" sind, z. B. „Kaiserinn, Königinn, Herzoginn [...] Feldmarschallinn, Oberstinn, Hauptmännin, Hofräthinn, Doctorinn[2]" (Gottsched 1748, 167 (Herv. im Orig.); vgl. auch Doleschal 2002, 47; sowie Irmen/Steiger 2007).

Trotzdem wird das generische Maskulinum insbesondere von Gegner*innen der geschlechtergerechten Sprache als der natürlichere oder ‚eigentliche' Sprachgebrauch dargestellt (vgl. Loheide 2021; vgl. auch Gardt 2018 zum Topos der „Eigentlichkeit" in der Sprachreflexion). Dabei sind es zunächst einmal die etablierten gewohnten Formen, keine durch das Sprachsystem vorgegebene Regel. In früheren Zeiten stellte sich die Frage auch nicht: im öffentlichen Raum, in Bürgerversammlungen, in politischen Diskussionen wurden v. a. Männer adressiert. Ende des 19. Jahrhunderts, als Frauen langsam in gesellschaftliche Rollen gelangten, die davor nur Männern vorbehalten waren, wurde besonderer Wert darauf gelegt, sie auch explizit mit einer weiblichen Form zu bezeichnen (wie z. B. *Lehrerin*), um sie deutlicher von Männern abzugrenzen. Erst in der Nachkriegszeit, als Frauen in immer mehr Bereichen eine Rolle spielten, wurde das Mitmeinen, d. h. die grammatisch männliche Bezeichnung für alle, unter der sich Frauen dann mitgemeint fühlen sollen, der übliche Sprachgebrauch (vgl. Doleschal 2002).

Empirische Studien zum generischen Maskulinum

Die feministische Linguistik kritisiert schon seit den 1970er-Jahren diesen Sprachgebrauch. Die Schwierigkeit ist allerdings, dass Sprachverstehen, also der mentale Prozess, wenn sprachlicher Input verarbeitet wird, in der Regel kein bewusster Prozess ist. Wenn mir jemand sagt – „Bei uns in der Nachbarschaft wird eine kleine Katze vermisst." – mache ich mir in der Regel keine expliziten Gedanken, an welche Art von Katze ich dabei denke. An eine schwarze, eine getigerte, eine mit kurzem oder langen Fell? Genauso denke ich nicht explizit darüber nach, ob ich in einem Satz – „Die Lehrer haben in der Corona-Krise besonders schwierige Arbeitsbedingungen" – nur an männliche oder an männliche und weibliche Lehrkräfte denke. Deshalb ist die explizite Frage nach dem „Mitmeinen" an Frauen (also z. B. Lehrerinnen zu fragen: „Fühlen Sie sich mitgemeint, wenn Sie als „Lehrer" angesprochen werden?"), nicht unbedingt ein vielversprechender Ausgangspunkt, von dem aus man untersuchen kann, ob das generische Maskulinum auch wirklich das ihm nachgesagte geschlechtsübergreifende Potenzial hat. Besser sind geschickter aufgebaute empirische Studien, in denen man versucht, einen Blick auf die Verarbeitung geschlechtsübergreifender Maskulina zu gewinnen.

Zahlreiche solche empirische Studien weisen darauf hin, dass grammatisch männliche Personenbezeichnungen im Sprachverständnis oft nicht neutral verstanden, sondern eher auf männliche Personen bezogen werden. Um nur ein Beispiel zu erläutern: In einer Studie wurde diese Forschungsfrage über Satzfortsetzungen untersucht (vgl. Gygax/Gabriel/Sarrasin 2009). Die Proband*innen bekamen verschiedene Sätze, in denen eine Personenbezeichnung im generischen Maskulinum formuliert war, z. B. „Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof." Im Anschluss bekamen sie einen zweiten Satz, bei dem sie angeben sollten, ob der zweite Satz eine sinnvolle Fortsetzung des ersten ist, z. B. „Wegen der schönen Wetterprognose trugen mehrere der Frauen keine Jacke" (Gygax/Gabriel/Sarrasin 2009, 472). Gemessen wurde dann die Zeit, bevor die Proband*innen „ja" drückten. Es zeigte sich in dieser Studie, dass in der deutschsprachigen Version des Experiments unabhängig von der stereotypen Berufsvorstellung (z. B. Kosmetik und Krankenpflege eher weiblich) die Proband*innen für die Satzfortsetzungen mit weiblichen Personen länger brauchten als für die, in die Männer eingesetzt wurden (vgl. Gygax/Gabriel/Sarrasin 2009, 477). Im Englischen dagegen zeigte sich nur ein Effekt der stereotypen Vorstellungen über Berufe, d. h. dass die Versuchspersonen länger für die Beantwortung der Frage brauchten, wenn das Geschlecht im zweiten Satz nicht der stereotypen Vorstellung des im ersten Satz genannten Berufs entsprach. Dies bringt die Autor*innen der Studie zu dem Schluss, dass Personenbezeichnungen im generischen Maskulinum im Deutschen auch im Plural nicht geschlechtsübergreifend interpretiert werden, sondern dass das grammatische Geschlecht die stereotype Vorstellung überlagert. Ähnliche Erklärungsansätze verfolgen eine Vielzahl anderer Studien (vgl.

Kotthoff/Nübling 2018, 91–127). Einen anderen Ansatz, den Einfluss des grammatischen Geschlechts zu untersuchen, wählt z. B. die Studie von Sera et al. (2002). Hier wurden Proband*innen gebeten, Gegenständen für einen Comicfilm Stimmen zu geben. Diese Untersuchung wurde mit französischen und spanischen Proband*innen durchgeführt. Als Objekte wurden solche Wörter ausgewählt, die im Französischen ein anderes grammatisches Geschlecht aufweisen als im Spanischen, z. B. *une fourchette* vs. *un tenedor* (Gabel), *une assiette* vs. *un plato* (Teller), *un lit* vs. *una cama* (Bett) etc. Dabei zeigte sich, dass das grammatische Geschlecht in signifikanter Weise beeinflusst, ob den Objekten eine männliche oder weibliche Stimme zugeordnet wird – und zwar je nach grammatischem Geschlecht in der jeweiligen Sprache. Auch hier zeigt sich demnach, dass aus dem Genus eine Verbindung zum (vorgestellten) Sexus gezogen wird (vgl. zu einer korpusbasierten Studie auch Williams et al. 2021; zu einem kritischen Forschungsüberblick vgl. allerdings auch Samuel/Cole/Eacott 2019).

Sprache und Chancengleichheit

Auch Forschungsergebnisse aus der Ökonomie lassen die neutrale Funktion des generischen Maskulinums bezweifeln. In verschiedenen Studien wurde versucht, die ökonomischen Folgen von geschlechtsspezifischen Genussystemen und damit die Auswirkungen der Sprache auf die Chancengleichheit von Männern und Frauen zu messen. Dabei greift es zu kurz, wenn beispielsweise gesagt wird, dass – sollte das Genussystem einer Sprache Auswirkungen auf die Chancengleichheit haben – in der Türkei Frauen gleichberechtigter sein müssen als in Deutschland (vgl. Greiner 2018). Es gibt zahlreiche andere Faktoren, von denen man weiß, dass sie die Gleichberechtigung der Geschlechter beeinflussen. Die im Folgenden zitierten Studien verwenden deshalb komplexe statistische Modelle und beziehen verschiedene Kontrollvariablen in die Berechnungen ein, um einen etwaigen Einfluss zwischen Markierung von Geschlecht und Gleichberechtigung (z. B. Erwerbs- und Bildungsbeteiligung von Frauen) *isolieren* zu können.

In einer sehr umfangreichen Studie mit einem Datenset aus über 4000 Sprachen, deren Sprecher*innen 99 % der Weltbevölkerung abdecken (vgl. Jakiela/Ozier 2020, 12) wird gezeigt, dass das Vorhandensein von grammatischem Geschlecht in einer Sprache einen signifikanten Zusammenhang mit einer geringeren Erwerbsbeteiligung von Frauen hat und v. a. einen größeren geschlechtsspezifischen Unterschied in der Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern vorhersagt, sowohl in absoluten Zahlen als auch relativ zu Männern der gleichen ethnolinguistischen Gruppe (vgl. Jakiela/Ozier 2020, 6, 34). In weiteren Studien wurden vergleichbare Ergebnisse herausgearbeitet (vgl. Hechavarría et al. 2018; Mavisakalyan 2011; Gay et al. 2018). Ein Erklärungsansatz für diesen Zusammenhang könnte sein, dass Sprachen, in denen man durch das Genussystem nicht gezwungen wird, geschlechtsspezifische Einordnungen vorzunehmen, im Verhältnis auch offener über Geschlechterrollen denken lassen. Laut Gabriel et al. (2018) könnte man es sich so vorstellen, dass eine Sprache eine Reihe von Optionen zur Verfügung stellt, die Sprecher*innen dieser Sprache zu beachten haben. Da verschiedene Sprachen verschiedene Optionen anbieten, können sie ihre Sprecher*innen unbewusst dazu bringen, auf unterschiedliche Merkmale zu achten. So könnte man bei einer Sprache, die das Geschlecht des Referenten grammatikalisch kodiert, beim Denken und Sprechen besonders stark auf Geschlecht und seine kommunikative Bedeutung ausgerichtet sein (vgl. Gabriel/Gygax/Kuhn 2018, 846). Allerdings ist es m. E. eine interessante Frage, welche linguistischen Schlüsse aus den Ergebnissen zu ziehen sind. Sind nur Neutralisierungen das Mittel der Wahl, um sprachlich einen Beitrag zur Chancengleichheit zu leisten (denn in den Studien scheinen die Sprachen ohne geschlechtsspezifisches Genussystem am besten ‚abzuschneiden')? Oder ist auch die Beidnennung, die momentan eine wichtige Strategie im Bereich geschlechtergerechte Sprache ist, zumindest ein Schritt, der dazu beitragen kann?

Sprachdiktatur?

Die o. g. Forschungsergebnisse lassen also insgesamt Zweifel aufkommen, ob das Postulat, dass Personenbezeichnungen im grammatischen Maskulinum für alle ‚gelten', im Sprachverständnis so funktioniert. Diese Zweifel werden von vielen aktiv Forschenden in der germanistischen Linguistik geteilt (vgl. eine gemeinsame Stellungnahme hier: https://t1p.de/aedf). Zwar sind die

meisten Personenbezeichnungen wahrscheinlich so intendiert, d. h. die Schreiber*innen wollen Menschen jeglichen Geschlechts bezeichnen, wenn sie einen Satz wie oben zu Lehrern in der Corona-Krise schreiben. Bei den Leser*innen entstehen im Kopf allerdings eher Bilder männlicher Lehrer. Das mag kein bewusster Effekt bei jedem einzelnen Mitglied der Sprachgemeinschaft sein, aber empirisch kann er als relativ gut abgesichert gelten. Dass der Mann lange Zeit die Norm und den positiven Maßstab bildete, hat sich auch in anderer Hinsicht in der Sprache eingeschrieben, z. B. in der männlichen Form als Standard und weiblichen Form als Ableitung bei vielen Berufsbezeichnungen (*Architekt – Architektin*), außer in Kontexten, die für Frauen wichtiger waren als Männer (*Braut – Bräutigam*). Interessanterweise fordert dabei niemand, dass Männer, die heiraten, auch mit dem Grundwort *Braut* bezeichnet werden sollten. Auch Phrasen wie *das starke Geschlecht* vs. *das schwache Geschlecht* oder *Herr einer Sache sein*, deuten auf solch einen Effekt hin. Im Englischen sind es z. B. Wörter wie *mankind* statt *humankind* für Menschheit, was sich aber auch in letzter Zeit gewandelt hat. Genauso wird im Englischen das singularische *they* immer häufiger verwendet, um die Festlegung auf *he* oder *she* zu umgehen und wurde von Merriam Webster 2019 sogar zum „Word of the Year" gewählt (vgl. Dwyer 2019; Allen 2020).

Sprache und Welt stehen in einer Verbindung zueinander. Die gesellschaftliche Wirklichkeit passt heute vielfach aber nicht mehr zum traditionellen Sprachgebrauch, z. B. dem geschlechtsübergreifenden Maskulinum, deshalb entwickelt die Diskussion um geschlechtergerechte Sprache gerade auch so eine so starke Dynamik. Alle diese Versuche, die männlich geprägte Sicht in der Sprache zu relativieren oder neue, zeitgemäße Formen zu finden, werden allerdings auch von deutlicher Ablehnung begleitet, die auch medial stark forciert wird. Die Rede ist vom Genderwahn, Gender-Gaga oder von Sprachdiktatur. Dabei muss man klarstellen: Sprache gehört allen Sprecher*innen und Schreiber*innen und alle, die sich aktiv am Sprachgeschehen beteiligen, verändern die Sprache mit. Am Ende entscheidet jede und jeder selbst, wie er oder sie spricht und schreibt. Man kann bei gewohnten Formen wie dem generischen Maskulinum bleiben, man kann aber auch – wie in diesem Artikel – eine Form geschlechtergerechter Sprache wählen. In einigen institutionellen Kontexten sind aber Richtlinien wichtig, z. B. um ein einheitliches Erscheinungsbild einer Firma oder einer Institution zu gewährleisten. Solche Richtlinien gelten aber immer nur für sprachliche Äußerungen aus diesem Kontext. Im privaten Gebrauch wird niemand gezwungen, eine bestimmte Sprachform zu verwenden. Selbst wenn der Rechtschreibrat das Gendersternchen oder andere Möglichkeiten geschlechtergerechte Sprache als normgerechte typografische Zeichen innerhalb von Wörtern in das Regelwerk aufnehmen würde, wäre das keine Empfehlung für geschlechtergerechte Sprache. Es wäre nur eine Abbildung des Sprachwandels, der längst stattfindet. Eine Sprachpolizei oder Sprachdiktatur muss daher niemand fürchten, genauso wie man keine Kleidungspolizei befürchtet, wenn eine Firma neue Uniformen einführt.

Die Suche nach guten Lösungen

In der Diskussion um geschlechtergerechte Sprache wird zu Recht betont, dass die geschlechtergerechte Verwendung einer Sprache mit geschlechtsspezifischem Genussystem eine große Herausforderung darstellt und dass der Verzicht auf das generische Maskulinum nicht leicht zu bewältigen ist. Auch wird oft herausgestellt, dass Personenbezeichnungen auf sehr unterschiedliche Weise verwendet werden. Im Satz *Neben dem Bäcker wird das Haus renoviert* fungiert die Personenbezeichnung beispielsweise als Ortsbezeichnung, wohingegen *der Bäcker, der gerade hinten in der Backstube arbeitet* eine definite, spezifische Bezugnahme auf eine konkrete Person ist. Die Referenzialität einer Personenbezeichnung kann also sehr stark variieren, was in der Genderlinguistik keineswegs ignoriert wird. Dementsprechend ist es auch nicht immer gleich wichtig, eine Personenbezeichnung geschlechtergerecht umzuformulieren (sofern man das überhaupt will) (vgl. dazu auch Hartmann 2021). Im ersten Fall (bei der Ortsbezeichnung) würde es sich beispielsweise m. E. eher anbieten, die Bezeichnung so stehenzulassen. Auch bei Formen geschlechtergerechten Sprechens und Schreibens gibt es noch nicht die eine gute Lösung. Aus wissenschaftlicher Sicht ist es deshalb zu früh, jetzt schon bestimmte Formen geschlechterinklusiven Schreibens oder Sprechens zu präferieren. Die Möglichkeiten sind für das Deutsche sehr vielfältig und noch ist nicht abzusehen, welche sich am ehesten durchsetzt. Es wäre für eine konstruktive Auseinandersetzung allerdings hilfreich, wenn insgesamt ein offener,

reflektierter, sachlicher, und verantwortungsvoller Umgang mit dem Thema geschlechtergerechte Sprache vorherrschen würde und die Diskussion weniger als „Sprachkampf" geführt wird (vgl. Lobin 2021). Jene, die daran Interesse haben, sollten entspannt mit neuen Formen experimentieren dürfen, ohne diese wiederum anderen vorzuschreiben. Wenn z. B. der Vorsitzende des Vereins Deutsche Sprache, Walter Krämer, im Spiegel (vgl. Bohr et al. 2021, 13) betont, dass sein Mailprogramm automatisch alle Mails mit Gendersternchen in den Spam einsortiert und er als amtierender Professor alle Studienarbeiten mit Gendersternchen ablehnt, ist dies genauso ein Eingriff in die sprachliche Freiheit, wie für fehlendes Gendern in Studienarbeiten Punktabzug zu geben. Sprachliche Autonomie und gegenseitige Toleranz wären hier friedlichere Alternativen. Dies sollte auch für den schulischen Kontext gelten. Die (sprachliche) Welt geht davon bestimmt nicht unter. Vielmehr eröffnen uns neue sprachliche Formen vielleicht auch neue Horizonte, was ja keine schlechte Aussicht sein könnte. ■

Anmerkungen

(1) Ein vergleichbarer Beitrag ist im *Zahnärzteblatt Baden-Württemberg* erschienen. Ein ausführlicherer Beitrag zum Thema erscheint in der Zeitschrift *Sprachreport*.

(2) ‚Doctorinn' bezeichnete damals die Frau eines Doktors, genauso ‚Hauptmännin' die Frau eines Hauptmanns usw.

Literatur

Allen, Mark (2020): Singular They Continues to be the Focus of Language Change. In: ACES: The Society for Editing. https://aceseditors.org/news/2020/singular-they-continues-to-be-the-focus-of-language-change [22.3.2021].

Bohr, Felix/Lisa Duhm/Silke Fokken/Dietmar Plepe (2021): Ist das * jetzt Deutsch? In: Der Spiegel 75/10, 8–15.

Corbett, Greville G. (2013): Sex-based and Non-sex-based Gender Systems. In: Matthew S. Dryer/Martin Haspelmath (Hg.): The World Atlas of Language Structures Online. Leipzig. https://wals.info/chapter/31 [307.2020].

Doleschal, Ursula (2002): Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. In: Linguistik Online 11/2, 39–69. DOI: 10.13092/lo.11.915.

Dwyer, Colin (2019): Merriam-Webster Singles Out Nonbinary "They" For Word Of The Year Honors. In: NPR.org. https://www.npr.org/2019/12/10/786732456/merriam-webster-singles-out-nonbinary-they-for-word-of-the-year-honors [22.3.2021].

Eisenberg, Peter (2018): Peter Eisenberg: Das Deutsche ist eine geschlechtergerechte Sprache – ohne Zwang und ohne Manipulation. In: bpb.de. https://www.bpb.de/gesellschaft/gender/geschlechtliche-vielfalt-trans/269909/peter-eisenberg-das-deutsche-ist-eine-geschlechtergerechte-sprache-ohne-zwang-und-ohne-manipulation [22.3.2021].

Eisenberg, Peter (2020): Die Vermeidung sprachlicher Diskriminierung im Deutschen. In: Muttersprache 1, 3–16.

Gabriel, Ute/Pascal M. Gygax/Elisabeth A. Kuhn (2018): Neutralising linguistic sexism: Promising but cumbersome? In: Group Processes & Intergroup Relations 21/5, 844–858. DOI: 10.1177/1368430218771742.

Gardt, Andreas (2018): Eigentlichkeit. Eine Universalie der Sprachreflexion. In: Martin Wengeler/Alexander Ziem (Hg.): Diskurs, Wissen, Sprache. Linguistische Annäherungen an kulturwissenschaftliche Fragen. Bd. 29: Sprache und Wissen. Berlin/Boston, 89–113.

Gay, Victor/Daniel L. Hicks/Estefania Santacreu-Vasut/Amir Shoham (2018): Decomposing culture: an analysis of gender, language, and labor supply in the household. In: Review of Economics of the Household 16/4, 879–909. DOI: 10.1007/s11150-017-9369-x.

Gottsched, Johann Christoph (1748): *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst*. Leipzig. http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583647-6 [22.3.2021].

Greiner, Ulrich (2018): Gendern: Uns droht die Sprachzensur. In: Zeit Online vom 29.5.2018/23. https://www.zeit.de/2018/23/gendern-schrift-deutsche-sprache-zensur-ja [25.2.2021].

Gygax, Pascal/Ute Gabriel/Oriane Sarrasin (2009): Generically intended, but specifically interpreted: When beauticians, musicians and mechanics are all men. In: Language, Cognition and Neuroscience 23/3, 464–485.

Hartmann, Stefan (2021): Wissenschaft und (Sprach-)Politik: Es ist kompliziert. In: wbg Wissen Bildung Gemeinschaft. https://wbg-community.de/themen/gastbeitrag-essay-von-juniorprofessor-dr-stefan-hartmann-wissenschaft-sprach-politik-es-ist-kompliziert [22.3.2021].

Hechavarría, Diana M./Siri A. Terjesen/Pekka Stenholm/Malin Brännback (2018): More than Words: Do Gendered Linguistic Structures Widen the Gender Gap in Entrepreneurial Activity? In: Entrepreneurship Theory and Practice 42/5. DOI: 10.1177/1042258718795350.

Irmen, Lisa/Vera Steiger (2007): Zur Geschichte des Generischen Maskulinums: Sprachwissenschaftliche, sprachphilosophische und psychologische Aspekte im historischen Diskurs / On the history of the generic use of the masculine gender: Linguistic, philosophical, and psychological aspects in historical discourse. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 33/2–3, 212–235. DOI: 10.1515/zfgl.33.2-3.212.

Jakiela, Pamela/Owen Ozier (2020): Gendered Language. IZA Discussion Papers. IZA – Institute of Labor Economics. https://papers.ssrn.com/abstract=3191646 [22.3.2021].

Kotthoff, Helga/Damaris Nübling (2018): Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht (Narr Studienbücher). Tübingen.

Lobin, Henning (2021): *Sprachkampf: Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert*. 1st edition. Duden.

Loheide, Bernward (2021): Kritik an Gender-Sprache: »Abenteuerliche Duden-Kreationen«. In: Der Spiegel. https://www.spiegel.de/kultur/kritik-an-gender-sprache-abenteuerliche-duden-kreationen-a-846e042d-dfa9-4077-a16d-9adb2f258322 [24.2.2021].

Mavisakalyan, Astghik (2011): Gender in Language and Gender in Employment. In: ANU Working Papers in Economics and Econometrics 2011-563, Australian National University, College of Business and Economics, School of Economics. https://cbe.anu.edu.au/researchpapers/econ/wp563.pdf [22.3.2021].

Samuel, Steven/Geoff Cole/Madeline J. Eacott (2019): Grammatical gender and linguistic relativity: A systematic review. In: *P*sychonomic Bulletin & Review 26/6, 1767–1786. DOI: 10.3758/s13423-019-01652-3.

Sera, Maria D./Chryle Elieff/James Forbes/Melissa Clark Burch/Wanda Rodríguez/Diane Poulin Dubois (2002): When language affects cognition and when it does not: an analysis of grammatical gender and classification. In: Journal of Experimental Psychology. General 131/3, 377–397.

Williams, Adina/Ryan Cotterell/Lawrence Wolf-Sonkin/Damián E. Blasi/Hanna M. Wallach (2020): On the Relationships Between the Grammatical Genders of Inanimate Nouns and Their Co-Occurring Adjectives and Verbs. In: CoRR abs/2005.01204. https://arxiv.org/abs/2005.01204 [22.3.2021].

Williams, Adina/Ryan Cotterell/Lawrence Wolf-Sonkin/Damián E. Blasi/Hanna M. Wallach (2021): On the Relationships Between the Grammatical Genders of Inanimate Nouns and Their Co-Occurring Adjectives and Verbs. Transactions of the Association for Computational Linguistics 9. 139–159. DOI: 10.1162/tacl_a_00355.